

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 25-26

Artikel: Heinrich Bosshard
Autor: Gachnang, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575673>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heinrich Boßhard, der Dichter des „Sempacherliedes“.

Ein Lebensbild, skizziert von K. d. Gähnang, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit vier Abbildungen.



Heinrich Boßhard.

In Schwamendingen, dem stil-
len Dörfchen am Nordfuß
des Zürichberges, dessen Kirch-
lein nur eine Viertelstunde von
der Grenze des Stadtbaues
des großen Zürich entfernt ist,
wurde Sonntags den 15. Juli
1900 ein Sängerfestchen abge-
halten, das bei allen Beteiligten
einen Frohflinn und eine Zu-
friedenheit erweckte, wie sie selten
bei solchen Anlässen zu finden
sind. Die Sängerbühne war
unter dem Laubwerk fruchtbe-
hanger Obstbäume aufge-
schlagen, und ein blauer, wolkenloser Himmel wölbte sich als
Dach darüber. Unter diesem Dache wurde gesungen, gezecht,
gemini und natürlich auch „gefeftrednert“. Der Montag brachte
der Jungmannschaft der Gemeinde ein Jugendfest, bei dem's
nicht minder fröhlich zuging.

An beiden Festtagen wurden in den Ansprachen den Manen
Heinrich Boßhard's, des Dichters des „Sempacherliedes“,
mehrach Huldigungen dargebracht, die das Bild dieses sel-
famen Mannes wieder lebhaft in uns wach riefen, und wir
wollen nun versuchen, es in kurzen Zügen, aber möglichst ge-
treu an den Augen der Leser der „Schweiz“ vorüberzuführen.

Unser Dichter, geboren den 8. April 1811 in dem Weiler
Bolstern bei Seen, als Sohn eines unbemittelten Schuhmachers, der nebenbei auch etwas Landwirtschaft trieb, war fünf-
undzwanzig Jahre alt, als er im Schulhause zu Schwam-
endingen seinen markigen, wuchtigen und begeisternden Schlach-
gesang schuf. Und wie sah nun dieser Dichterjüngling, der
sich erst zehn Jahre nachher verehlichte, aus? Keineswegs
hochpoetisch. Allerdings war er hochgewachsen; denn seine Ge-
stalt überragte die der übrigen Dorfbewohner, wie die Pappeln
des Schulhauses die Obstbäume in den umliegenden Baum-
gärten. Dieses lange Menschenkind trug Beinkleider aus schwarz-
em Zwilch, und seinen Körper umschloß ein Rock aus gleichem
Stoffe, dessen Schöpfe fast den Boden berührten; das mächtige
Haupt mit seinem schwarzen, meist etwas wirren und unge-
verdigen „Stekkenhaar“ bedeckte eine schwarze Zippelmütze. Das
Gesicht war glatt rasiert, und aus demselben blickte bald gut-
mütig, bald scharf und stehend und bald wieder (allerdings
absichtlich) etwas blöde ein dunkles Augenpaar. So konnte
es kommen, daß unser Dichter oftmals für einen unbefohlenen,
geistig etwas beschränkten Bauernburschen angesehen wurde.
Landwirtschaft trieb er allerdings und mit Geschick und bejor-
derer Vorliebe Bienenzucht. Vor allem aus aber war Heinrich
Boßhard ein eifriger, strebsamer und begeisterter „Scherrianer“,
d. i. ein Lehrer, der aus dem Scherr'schen Seminar in Küüs-
nacht hervorgegangen. Seit zwei Jahren war ihm die Schul-
jugend Schwamendingens anvertraut. Er unterrichtete mit
solchem Geschick, daß seine Schule als Musterhülle des Bezirkes
Zürich galt. Daneben leitete er Gesangvereine und betätigte
sich auf litterarischem Gebiet, indem er die Kapitel über Behand-
lung der Naturkunde in der Volksschule in Scherr's Pädagogik,
sowie die betreffenden Abschnitte in die Lehrbücher des letzteren
schrieb. Zudem besuchte er Vorlesungen über Literatur, Physik,
Chemie und Mineralogie an der Hochschule Zürich und ver-
nachlässigte nicht, sich als musterhafter Bürger am öffentlichen
Leben zu beteiligen. Ein solch ruhelos schaffender Geist muß
Achtung und Vertrauen erwecken.

Boßhard selbst ging nicht darauf aus, sich die besondere
Gunst seiner Mitmenschen zu erwerben; ja, es scheint sogar,
daß er ein inneres Behagen fühlte, wenn er wenig beachtet,
oder geradezu gering schätzigt behandelt wurde. Aber, wehe dem,
den er plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, mit einem
Wippeil bedachte. Hier von einer Probe: Der gute Boßhard
war zwar ein eifriger Jünger Pestalozzis; aber er besaß die

gleiche Untugend, die den großen Lehrmeister der Mensch-
heit verunzierte. Er saß eines Tages auf dem Verdeck eines
Dampfschiffes auf dem Zürich-
see neben einer Dame, deren
weißen Strumpf er zufällig
mit seinen rotigen Schuhen
ein wenig beschmutzte. Die
Dame war in Begleitung eines Kavaliers, der dem un-
geschlachten Gesellen sein Ver-
sehen in lauten, derben Wor-
tern verwies. Boßhard schien
die Strafpredigt zu beherzi-
gen; er machte ein recht einfältiges Gesicht und duckte sich
furchtlos zusammen. Das brachte den Redestrom des Sprechers
erst recht in Flug, und es bildete sich ein Kreis von Zuhörern,
dem der ganze Aufstieg unerwartete Kurzweil verschaffte. End-
lich war die Strafpredigt zu Ende, und jetzt geschah etwas,
das niemand erwartet hatte: Boßhard reckte langsam den
Oberleib, stand allgemach auf und wollte fast nicht aufhören
in die Höhe zu wachsen. Endlich mußte er innehalten. Da
streckte er den rechten Arm weit in gegen seinen verblüfft da-
stehenden Widersacher aus und sprach mit hohler, geisterhafter
Stimme: „Ihr Lüt, händ er's jez ghört? Ich ha dreckig
Schueh und de da hät derfür e wiëst's Mül.“ — Hat Boßhard
bei diesem Anlaß den geriebenen Bauer zur Schau getragen,
so zeigte er sich zehn Jahre später in ähnlicher Situation jenseits des atlantischen Weltmeeres als feiner Diplomat. Hören
wir den Sachverhalt aus seinem eigenen Munde: „Bei einer
geologischen Untersuchung in der Nähe von Pittsburg (Penn-
sylvanien) stieg ich über eine Umzäunung, wurde aber aus
dem nächsten Hause von einer Frau bös angesprochen. Ich
stand still und hörte ihr zu; denn sie sprach das Englische so
laut und deutlich, daß ich's für eine förmliche Sprachlektion
hielt; weswegen ich dann auch erwiderte: „Schöne Dame!
Ich bin ein Fremder und verstehe nicht gut englisch. Bitte,
reden Sie weiter! Ich habe noch nie eine Frau gehört, die
das Englische so schön spricht, wie Sie.“ — Nun gab sie ihr
Kriegsgeschrei auf und ließ das Fenster herunter. Hätte ich
ein großes Wort geaprochen, so würde mich das 20 Dollars
geföhret haben; nämlich 10 Dollars Buße, 5 Dollars dem
Advokaten und im gnädigsten Falle 5 Dollars dem Richter.“

Wenden wir uns nach diesem Exkurs ins Gebiet des
Komischen — zur Entstehung des Textes zum „Sempacher-
liede“. Letzterer ist ein Sonntagskind. An einem Samstag-
abend wurde er in Angriff genommen und am Tag des Herrn
darauf überbrachte ihn der Dichter schon dem Komponisten
Johann Ulrich Wehrli in Unterstrass-Zürich.

J. U. Wehrli, der in den jüngsten Jahren das Schreiner-
und Glaserhandwerk betrieb, hatte sich vollständig der Musik
zugewendet und mit Geschick und Erfolg als Militärmusik-
instructor und Komponist von Instrumental- und Vokalmusik-
stücken betätigt. Er wurde im Jahr 1833 zum Gesanglehrer
an die städtische Knabenrealschule gewählt und 1836 wurde
ihm dann auch der Gesangunterricht an den entsprechenden
Mädchenklassen übertragen. Im Jahr 1832 hatte Wehrli einen
Militärmarsch komponiert, der sich besonderer Beliebtheit er-
freute. Er bat nun seinen Freund Boßhard an obgenanntem
Samstag, ihm einen entsprechenden Text zu liefern, und am
Sonntag abend war er schon im Besitz desselben. So ist dem
Schweizervolk ein Vaterlandslied geboten worden, dem nach
Inhalt, Kraft und Schwung nur wenige zur Seite stehen.
Da muß eine wehvolle Sonntagsstimmung bei den beiden
Freunden geherrscht haben, als sie ihr gemeinsames Opus
zum erstenmal sangen!

So recht zum Gemeingut des Schweizervolkes wurde das
Lied wohl erst vom Jahr 1850 an, als es in der „Sammlung



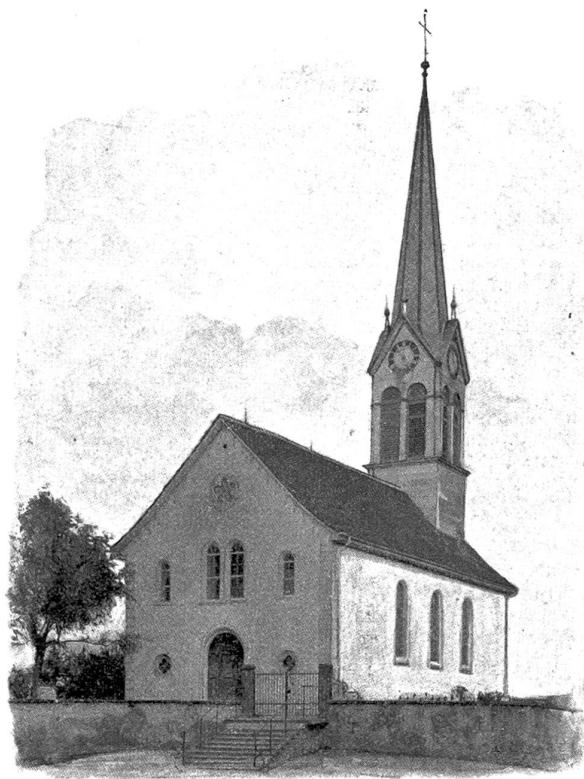
Joh. Ulr. Wehrli.

von Volksgejängen für den Männerchor, herausgegeben von einer Kommission der zürcherischen Schulsynode" Aufnahme fand, die in diesem Jahr gegründet wurde. In der Kommission dieser „Synodalliederbücher“, die seither in Hunderttausenden von Exemplaren über den ganzen Erdball Verbreitung und Aufnahme gefunden, fand auch unser Heinrich Boßhard, ein Beweis, daß sein musikalisches Können von seinen Amtsgenossen als hervorragend taxiert wurde. Und doch basierten seine musikalischen Kenntnisse auf dem Unterricht, den ihm im Knabenalter ein Nachbar, der ein Weber war, im Geigen- und Flötenspiel erteilte. Ebenso dürftig war seine Primarschulbildung; denn seine ganze Tätigkeit in der Alltagsschule wurde durch Buchstabieren, Lesen und Auswendiglernen in Anspruch genommen. Allerdings wurde dann sein Wissen im Pfarrhaus zu Seen in erfreulicher Weise gefördert. Pfarrer Nordorf, ein väterlicher Freund unseres jungen Heinrich, war ein eifriger Erforscher und Freund der Natur. Er legte reiche Sammlungen von Naturgegenständen an und suchte die Gezeuge der natürlichen Welt durch Apparate, die er selbst verfertigte, zu ergründen. Diesem trefflichen Manne widmete Boßhard später in einem Briefe aus Amerika folgende Zeilen: „Er lebt nicht mehr, schlafst aber unter den Seinen. Als sich seine Augen zum Todeschlummer neigten, sprach er: „Freunde! Ich hielt mich nie für vornehmer als meine Pfarrkinder und wünsche so unter ihnen zu ruhen, wie ich unter ihnen gelebt habe. Begrabt mich in der Reihe und setzt mir keinen Denkstein!“

Der junge Heinrich muß jedenfalls ein aufmerksamer Schüler dieses Pfarrherrn gewesen sein; denn er trieb nachher als Lehrer einen Handel mit solch selbstgemachten Apparaten. Seiner besondern Aufmerksamkeit erfreuten sich die Quecksilber-Barometer, indem er jeweilen mit einem fertigen Stück wie rasend dreimal ums Haus herum rannte, damit die damals noch sehr abergläubischen Bauersleute um so eher an die Verlässlichkeit dieser Wetterpropheten glaubten. In der That wurde der Abmarsch durch diese eigentümliche Manipulation erhöht.

Bis zu seinem einundzwanzigsten Lebensjahre beschäftigte sich Heinrich hauptsächlich mit Landwirtschaft. Im Winter zog er mit seiner Mutter als Hauseierer bis in den Schwarzwald hinunter. Neben den Waren war auch die Geige seine stete Begleiterin, und sie verschaffte ihm und seinen Kunden manchen heiteren, genüßlichen Abend.

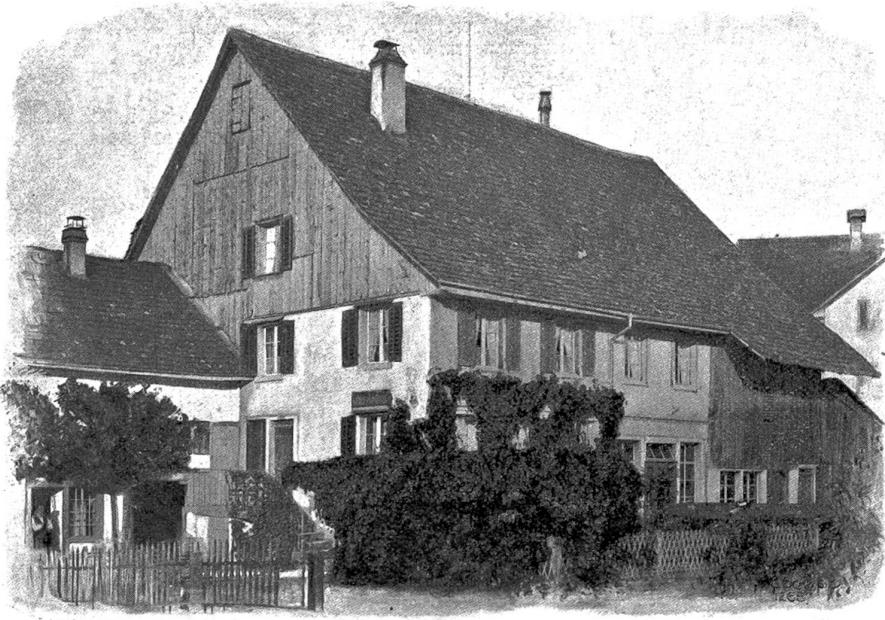
Im Jahr 1832 trat der Jüngling als Böbling ins Seminar Küsnacht ein, und schon nach einem Jahr mußte er in den Schuldienst übertreten. Sein erstes Lehrzimmer muß offenbar dumpf und niedrig gewesen sein; denn an heißen Sommertagen



Kirche in Schwamendingen (Zürich). Phot. K. Gachnang.

wars ihm zu eng darin. Er begab sich dann in den Schulgarten, stützte sich mit den Ellbogen auf ein Fenstergesims und versorgte von diesem „freien Standpunkt aus“ seine Böblinge mit dem, was ihnen zu Nutz und Frommen gereichen mußte. Eine nicht geringe Freude bereitete der Schulabschluß am Samstag, wenn der „Instruktor“ mit dem Betragen seiner Jungmannschaft in der abgelaufenen Woche zufrieden war. Da mußten die Knaben der sechsten Klasse ein Musikorps formieren und das Arndt'sche „Lied vom Feldmarschall“ (Was blasen die Trompeten?) aus vollen Backen pfeifen. Unter den Klängen dieser Kriegsmusik formierten dann die übrigen „Schulrekruten“ ihren Abmarsch nach Hause.

So hielt er's auch nachher in Schwamendingen, wo er siebzehn Jahre wirkte und neben freudigen Ereignissen selbstverständlich auch Gegenteiliges zu buchen hatte, und zwar nicht ganz ohne eigene Schuld. Er äußerte sich in der politisch bewegten Zeit von 1839, die den verdienstvollen Seminardirektor Scherr in brutaler Weise von Küsnacht vertrieb, nicht immer in den gewälschesten Ausdrücken über die Rückschrittmänner. Dies veranlaßte den Dorfscharrer, der wohl sonst auch wenig Verständnis für die Eigenart des jungen Lehrers haben möchte, ihn wegen Schmähung der Obigkeit zu verklagen. Boßhard mußte vor Obergericht erscheinen; aber sein Anwalt, Dr. Jonas Furrer von Winterthur, der nachmalige Bundespräsident, hat ihn gehörig „herausgebissen“.



Heinrich Boßhards ehemalige Wohnung in Schwamendingen.

Mit Jubel und in festlichem Zuge wurde der Freigesprochene von seinen zahlreichen erschienenen Gemeindegenossen heimbegleitet und ein fröhliches Beisammensein von jung und alt bildete den Abschluß dieses denkwürdigen Tages im Leben des Schullehrers von Schwamendingen.

Der Pfarrer suchte sich bald einen andern Wirkungskreis, und sein Nachfolger, von Geburt ein Norddeutscher, konnte sich eher mit dem Gebaren Boßhards vertragen, wie dies folgender Vorfall aus der Schule darthut, den er mir selbst erzählt hat: „Unser Hermann“ (ein in der pfarrerlichen Familie lebender Waisenknecht), „schaut einmal während des Unterrichtes recht wehleidig in die Welt hinein, und Lehrer Boßhard fragte ihn: Hermann, wo fehlt's, daß du so e traurig's Gesicht machst? — Hermann antwortete: I ha s' Zahweh. — Lehrer B.: Meinst du, du müeßt sterbe dra? — Hermann (weinerlich): Nei. — Lehrer B.: Hermann, stirb du nu gern! Hest, de Petrus hät grad es Säuli gmezzet, und de chunst frisch Bluetwürst über, wenn d' in Himmel ue chunst.“ — Dieser Hermann hat nachher die bekannte Kleiderfärberei Hintermeister in Küssnacht begründet, und sein Pflegevater gab einmal einem Gemeindegenossen, der zu ihm sagte: „Herr Pfarrer, es ist doch gewiß peinlich für Sie, daß so wenig Leute zur Kirche kommen;“ zur Antwort: „Ist mir gleich, ich hab's nicht vom Stück.“

Ein harmloser Spaz als die Zahngeschichte ist der folgende: Eines Abends marschierte Boßhard, noch tapfer ausschreitend, ohne Kopfbedeckung der Stadt Zürich zu. — Jeder Begegnende, der ihn kannte, fand sich zu der Bemerkung veranlaßt: „Herr Schullehrer, Ihr händ ja d' Kappe vergeß.“ — „Nei, i wott eben eini go chause,“ war die jeweilige Erwiderung.

Nicht minder erbaulich ist eine Hutgeschichte, die sich Mitte November 1853 bei Anlaß einer Feuersbrunst in New-York zugetragen, von der der Held der Begebenheit seinen Mitmenchen folgendermaßen Kenntnis gab: „Nun stand das Dach des Hauses, in dem ein großer Huthändler wohnte, in vollen Flammen. Unten aus den Fenstern flog Gut um Gut. Soviel neue Hüte jedoch herausflogen, sobald alte flogen ins Feuer, und in kurzer Zeit waren alle Hüte rings umher restauriert. Da fasste mir einer mit der linken Hand meinen alten Noten, um ihn wegzuschmeißen, und in der rechten hielt er den feinsten Filz der Welt und wollte mir den selben aufzufügen. Ich aber, in der Zartheit meines Gewissens, haschte nach meinem Noten und wies, zum größten Gelächter der Umstehenden, den feinen Filz von der Hand. Die Hüte waren verästet, und darum war eine solche Restoration für den Hutmacher eine große Gefälligkeit; denn so viel Hüte ihm wegkamen, soviel wurden auch vergütet.“

Dergleichen Späße, wie die Kappegeschichte gaben dann in der Gemeinde herum viel zu lachen, und die Leute hatten ihre helle Freude an ihrem lustigen Lehrer. Aber noch mehr Freude bereitete er ihnen durch die Art und Weise, wie er die Liebe zu Gesang und Musik zu wecken verstand. Er gründete den ersten gemischten Chor in Schwamendingen, und es war fast kein Haus zu finden, in dem nicht eifrig gesungen oder musiziert worden wäre. Selbst die Knaben und Mädchen, die abends aus den Fabriken heimkehrten, zogen jeweils unter Sang und Klang von der Arbeit nach Hause zurück. Diese sangesfrohe Stimmung wob ein inniges Band um die Schwamendinger und ihren Lehrer; trotzdem finden wir diesen im September 1852 auf der Reise nach Nordamerika. Seine allzugegroße Schaffenslust hatte seine Gesundheit so stark untergraben, daß er im Jahre 1850 seine Lehrstelle niederlegen mußte. Vier Jahre vorher hatte er sich verehrt, und er glaubte, sich und den Seinen in der alten Welt keine sichere ökonomische Existenz schaffen zu können. So zog er denn über den Ozean und durchwanderte einen großen Teil der Vereinigten Staaten, nämlich New-York, Pennsylvania, Ohio, Indiana, Iowa, Minnesota, Illinois, Florida und Wisconsin. In monatlichen Briefen, die in Zürich bei Bürcher & Furrer im Druck erschienen, schilderte Boßhard seine Reiseindrücke. Sie fanden reizenden Absatz, denn damals herrschte das Auswanderungsfieber in einem Grade, von dem man sich heute kaum einen Begriff machen kann. Diese „Erfahrungen und Anschauungen in Nordamerika“ sollten ein Wegweiser für die Europäer sein; ihr Vorwort lautet folgendermaßen: „Die hohen Güterpreise, die Last der Schulden, die große Konkurrenz in Handel, Fabrikation und Handwerk, die ungünstigen Aussichten in die Zukunft Europas und die lockenden Schilderungen über Nord-

Amerika haben bewirkt, daß viele tausend vaterlandsliebende und würdige Bürger die Auswanderung als ein Rettungsmittel ihrer Generation betrachten.“

Die Auswanderung ist ein großer, entscheidender Schritt, ein Unglück, wenn sie die Vorteile nicht bietet, die man von ihr erwartet. Aus diesem Grunde ist der Unterzeichnete nach Nordamerika verreist, um nachzusehen und sorgfältig zu prüfen, ob ein solcher Schritt für ihn und die Seinen ratschlich sei oder nicht. Damit Ihr aber, teure Freunde, aus diesen meinen Forschungen eine richtige Anschaung eich bilden könnt, so berichtet in regelmäßigen Heften hiermit gewissenhaft, treu und wahr

Euer aufrichtige Freund

Heinrich Boßhard.“

Am Schluß des Briefes aus New-York vom 2. März 1855 heißt es dann: „Pflicht und Heimweh nach dem Meinen fordern, den Wanderstab für einmal niederzulegen. Die Zeit meiner Wanderungen ward streng benutzt; nur wenige Stunden konnten Vergnügungen gewidmet werden. Es gibt keine ländliche Arbeit, die ich nicht mitgemacht habe. Bald führte ich den Pflug, bald den Wagen und die Hacke im Kornfeld. Auf den Prairien mähte ich jeden Abend das Gras für das Nachtlager. Am La Croise machte ich die Gräte mit und arbeitete anderwärts bei Dreschmaschinen und Mähmaschinen. Bei und mit dem Leben und an den Tafeln der Farmer erfundige ich mich stets über ihre Fortschritte, Zustände und Verhältnisse; zudem war ich unermüdlich im Sammeln von Naturalien. Reisen und zugleich sich und die Seinen ernähren, ist keine leichte Aufgabe; doch ist sie jetzt gelöst, und zu dieser Lösung habt auch Ihr, teure Freunde, nach Kräften mitgewirkt; darum eilt Euch dankend und liebend zu Gruß und Handschlag entgegen Euer Wanderer

Heinrich Boßhard.“

Im November 1855 traf er bei den Seinen in Oberstrass Zürich ein. Er brachte eine große Menge von Naturerzeugnissen aller Art mit, um sie an Schulen, Sammlungen, Naturforscher, Liebhaber u. s. w. zu verkaufen. Das letztere war ihm um so eher möglich, als er durch seine Reisebriefe eine der populärsten Persönlichkeiten des Schweizervolks geworden war. Er gab auch eine Karte der Vereinigten Staaten heraus, deren Blätter er selbst auf Leinwand aufklebte und mit Rundstäben verfah. Einen Teil dieser Karten konnte er gegen Bezahlung absetzen, den Rest verkaufte er. Aber jetzt erschien er nicht mehr im schwarzen Linnenhabit; Herr Boßhard trat jetzt als Gentleman auf in schwarzem Tschanzug mit dito Seidenhut. Sein Gesicht umrahmte ein Vollbart, der dem stattlichen Herrn ein würdiges Aussehen verlieh. Die zusammengebundenen Karten aber, die er das einmal wie ein Gewehr auf der Achsel trug oder dann quer über den Rücken gebunden hatte, beeinträchtigten dieses vorteilhafte Bild wieder etwelchermaßen.

Eine zweite Amerikareise unternahm Boßhard vom August 1858 bis November 1860. Diesmal galt sein Besuch Kanada und seinen Rothäuten. Nachher trieb's ihn südwärts nach Virginien, Tennessee und Florida. Am besten gefiel ihm der Landstrich Highland, wo früher schon Schweizer eine Niederlassung gegründet hatten, im Staate Illinois. Hier kaufte er sich vor der Heimreise eine Farm, und im November 1860 verließ er mit seiner Frau, zwei Knaben und einem Döchterchen die alte Welt, um sich bleibend auf dem erworbenen Heimwesen in der neuen niederzulassen. Hier gelang es dem unermüdlich schaffenden, streb samen Familientater, unter Überwindung vielfacher Hindernisse, ein ökonomisch unabhängiges Dasein zu erringen, und damit hatte er sein Lebensziel erreicht. Mit seinen ehemaligen Schülern und Freunden stand er immer in regem brieflichem Verkehr, und bis an sein Lebensende interessierte er sich für alles Bemerkenswerte, das in seiner alten Heimat vorfiel.

Im März 1877 wurde Heinrich Boßhard von einem heftigen Typhus befallen, und als wieder Hoffnung auf Genesung vorhanden war, stellte sich ein Herzleiden ein, das am 3. April desselben Jahres den Abschluß eines interessanten, vielbewegten Lebens herbeiführte. Seine irdische Hülle wurde auf seiner Farm, inmitten seiner lieben Bienen — wie er es verlangt hatte — in den Schoß der Erde gebettet. Er hat sich wohl auch einen Denkstein verbeten, wie sein väterlicher Freund und Lehrer, Pfarrer Röder in Seen. Im Jahr 1886 aber, bei



Ururgroßgockels Beerdigung.

Unlaß der fünfhundertjährigen Schlachtfeier, wurde der Name Heinrich Boßhard in den monumentalen Brunnen vor dem neuen Schulhaus zu Sempach eingegraben, und eine Gedenktafel am Schulhaus zu Schwamendingen erinnert daran, daß es die Geburtsstätte des Textes des „Sempacherliedes“ ist. Mit vollem Recht wohl hat Heinrich Boßhard das Erinnerungszeichen verdient, daß ihm mit diesem Nachruf in der „Schweiz“ gewidmet wurde, und wir wollen den leitern mit den Worten schließen, mit denen unser Pionier im Jahr 1855, also zu einer Zeit, wo das Auswanderungsfieber nicht nur in unserem Vaterlande, sondern in ganz Europa in einem so hohen Grad gräfisierte, daß es dem heutigen Geschlecht kaum mehr verständlich sein kann, sich von den Abonnenten seiner „Anschaungen und Erfahrungen in Nordamerika“ verabschiedet hat. Er schreibt da unter andern:

„Ich wußte, daß meine verehrten Abonnenten wohl beachteten, welch ein schönes und bedeutungsvolles Feld den Publizisten eröffnet ist, durch Unparteilichkeit, Unsticht und Wahrheit der Darstellungen die Leser auf eine gründliche und anschauliche Darstellung zu leiten. Daher muß es vorzugsweise desselben Pflicht sein, mitzuwirken, edle Gesinnungen und gute Grundsätze zu wecken, zu erleuchten und zu beleben, und zum Kampf, zur Selbstständigkeit und alles, was die Menschheit hebt und würdiget, zu ermutigen. Dies machte mich vorsichtig in der Wahl und Art meiner Mitteilungen. Publizisten, welche diese Gesinnung teilen, haben in Beachtung dessen die

Schrift empfohlen, und ich fühle mich dadurch in der That zu Dank verpflichtet.

Wir preisen die Väter, welche ihr Leben für Freiheit und Wohlfahrt wagten; sollten deren Enkel im Genuß des Friedens nichts wagen? Mögen beschränkte Geister die Auswanderung als ein tollkühnes Wagnis betrachten; sie ist nichts anderes als ein Feldzug für Wohlfahrt und Familienglück, und diese Leute sind weder Europa, noch dem Vaterlande verloren. Sie mehr sich Amerika bevölkert, desto mächtiger wird die Wechselwirkung, welche die Wohlfahrt und den Glanz Europas fördert. Wäre Südamerika, was jetzt Nordamerika ist, wie blühend stände die Industrie in Europa!

Tausende erwachen erst in der neuen Welt zur Förderung ihres Strebens. Tausende lernen erst dort erkennen, daß Charakter und nobles Betragen überall als erste Bedingung gefordert werden, und daß der Mensch sich erst Bahn bricht zu edlerem und besserem Leben, wenn er sich selbst überwacht und für Erleuchtung und Förderung der Tugend wirkt.

Es ist dem Menschen ausschließlich nicht etwa dieser oder jener Ort, sondern vielmehr die Erde zum Wohnplatz angewiesen, und wer sich dazu berufen fühlt, vor allem aus ein Diener des Höchsten zu sein, kann es überall sein. Dem guten und strebjamen Menschen wird die Auswanderung ein unüberschaubarer Born ernster und reicher Erfahrungen. Dies sind die Gründe, warum ich mich berufen fühle, dieselbe nur ausnahmsweise zu mißraten.“

■ Tigerfang auf Sumatra. ■

Bon R. Henne am Rhyn.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

IV.

Das Eißen auf dem Anstand im tropischen Urwald ist nicht jedermann's Sache, und zumal, wenn es dem Tiger gilt, also nachts geschehen soll, so bedankt sich wohl mancher Jäger dafür, denn das Lauern wird durch die in der Nachtföhle doppelt lebendigen Landblutegel, Moskitos, Ameisen und andere Insekten und kriechendes Gewürm zur wahren Tortur gemacht.

Man versucht also neuerdings mehr mit Fangesieben, ganz nach Art unserer Fuchseisen, nur entsprechend größer und stärker, den Tigern beizukommen, und zwar mit großem Erfolg. Diese Fangesieben wurden in Deli, wo Tiger noch ebenso häufig sind, wie in dem benachbarten Langkat, meinem Standorte, vor einigen Jahren zuerst von meinem Freunde „Tiger-Schulz“ eingeführt, der im Laufe eines Jahres etwa ein Dutzend der gefährlichen Raäen auf einer einzigen Plantage damit fing und die Bestien, die das Eisen saut Kette und Anker in den Busch schleppen, oft erst nach hitziger und gefährlicher Jagd niederschoß. Ein starker Tiger ist nämlich trotz der Behinderung durch das schwere Eisen, in dem seine Pranke steckt, in dem unübersichtlichen, mit Gestrüpp bedeckten Terrain immer noch ein nicht zu verachtender Gegner, zumal er durch den Schmerz und das Hemmnis zur höchsten Wut gebracht wird. Er vermag trotz des Eisens den ihn verfolgenden Jäger anzuspringen, wie Tiger-Schulz selber erfahren hat, wird aber allerdings durch die Last der Kette und des daran befindlichen Ankers bald abgemattet. Leider gelingt es dem Tiger indessen öfters, sich durch eine ungeheure Kraftanstrengung von dem Eisen zu befreien und zu entkommen, wobei er gewöhnlich ein Stück Haut, Haare und Blut zurückläßt.

Ein Tiger, der sich von einem von mir an der Bahnlinie bei Kuala ausgelegten Tellereisen fing, schleppete dasselbe 70 Meter weit die Linie entlang und befreite sich schließlich, als der Anker an einer Schwelle fest einsaß und ihn nicht weiter ließ. Nach den Spuren zu urteilen, war eine Pranke aber stark verletzt und ich verfolgte den Tiger daher mit zwei Kollegen etwa drei Stunden lang, ohne ihn zu Gesicht zu bekommen. Manchmal waren wir nur noch wenige Schritte von ihm entfernt, und nur das undurchdringliche Pflanzengewirr trennte uns von der beinahe sicheren Beute, aber bis wir uns wiederum einen Weg gebahnt, hatte die Bestie sich wieder weitergeschleppt, nicht ohne verschiedene Male eine längere Rast

zu halten, wie die Spuren deutlich zeigten. Es war ungemein mühsam, diesen Spuren im düsteren Wald und durch das verfilzte Dickicht zu folgen, und wir hätten es auch trotz aller Erfahrung nicht fertig gebracht ohne die Führung meines battakischen Jägers, welcher die Spirorgane eines regelrechten Schweißhundes zu bestimmen schien. So verfolgten wir kriechend, kletternd und schwierig den Tiger, immer bedacht, möglichst wenig Geräusch zu machen und die Waffen schußtätig zu halten. Einmal waren wir ihm so nahe, daß wir sein zorniges Knurren und schmerhaftes Stöhnen deutlich hörten, konnten ihm aber wegen des dicht verwachsenen Unterholzes nicht rasch genug auf den Leib rücken und mußten die Verfolgung schließlich, als die Spur in einen Morast führte, aufgeben.

Die Tellereisen werden stets auf den Wechsel des Tigers, in Baunlücken oder vor die Öffnung eines rasch im Busch improvisierten Geheges gelegt, das nur aus einer Anzahl Knüppel zu bestehen braucht und ein Locktier enthält. Diese Gehege macht man so schwach, daß es eigentlich für den Tiger ein Kinderspiel wäre, sie zu zerstören, denn man weiß, daß er eine Öffnung suchen und wenn überhaupt eine vorhanden, das Gehege nur durch diese betreten wird.

Ein alter, schlauer Bursche, dessen Wechsel ich schon manchesmal mit einem Fangesieben belegt hatte, ging stets trotz der allvorsichtigen Manipulation meinerseits häuberlich um das Eisen herum und ließ den Köder entweder ganz unberührt, oder verstand ihn auf ganz unbegreifliche Weise wegzuunnehmen, ohne daß die Bügel des Fangesiebens funktionierten. Da ich an den Spuren beobachtet hatte, daß er mit Vorliebe von einem erhöhten Punkte aus die Falle beraubte, so legte ich ein Gehege, wie oben beschrieben, dicht an einer steilen Sandwand in der Weise an, daß ein enger Raum auf der einen Seite von der Wand, auf der andern durch einen sehr hohen Baun begrenzt wurde. Das eine Ende dieses langen schmalen Raumes ließ ich offen und legte genau in die Öffnung das mit Sand bedeckte Fangesieben hin. In dem Gehege nun legte ich einen jungen Hund als Locktier aus. Ich rechnete damit, daß der Tiger von oben her in das Gehege herabspringen, dann nach dem Ergreifen des Hundes einen Ausweg suchen und dabei in das Eisen treten würde. Und genau so geschah es auch. Einmal in dem Gehege hätte der Tiger dasselbe niederreißen können, er folgte aber der alten Tradition, einen offenen Weg